Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 99. Bromberg, den 18. Dezember 1923.

Die Macht der Drei.

Ein Roman aus dem Jahre 1955 von Hans Dominik.

(12. Fortsetzung.)

Doktor Glossin war entlassen. Die Gebärde des Diktators war nicht mißzuverstehen. Er ging mit schwerem Herzen. Ein unklares Gefühl lastete auf ihm.

Während das Regierungsschiff ihn in eiligster Fahrt von Washington nach Neuyork brachte, suchte er des dumpfen dunklen Gefühles dadurch Herr zu werden, daß er seine narkotischen Pillen nahm und einen halbstündigen künstlichen Schlaf genoß. Aber als er durch die Straßen Neuyorks schritt, war das Gefühl wieder da und wurde von Minute zu Minute stärker.

Der Doktor betrat das Haus in der 317. Straße. Der Lift brachte ihn in das zehnte Stockwerk. Sein Diener nahm ihm Stock und Hut ab, und dann saß er in dem bequemen Schaukelstuhl seines Wohnzimmers und begann zu überlegen. Mit einer Objektivität, als ob es sich um eine dritte fremde Person handle, analysierte er seine Empfindungen und kam nach zehn Minuten zum Ergebnis, daß er Furcht habe.

Dr. Edward Glossin, der Mann mit dem weiten Gewissen, der über Leichen hinweg sich jeden Weg erzwang, hatte zum erstenmal in seinem Leben Furcht. Cyrus Stonard hatte ihm den Auftrag gegeben, drei Menschen zu beseitigen. Ein einfacher Auftrag im Vergleich mit so manchem anderen. Das Rezept war simpel und oft bewährt. Man nahm ein Luftschiff mit einem Dutzend kräftiger Polizisten oder Soldaten, fuhr bei Dunkelheit nach Linnais, umstellte das Haus, verhaftete die Gesuchten und schlug sie bei der Verhaftung tot, weil sie Widerstand leisteten. Ganz einfach war die Sache. Der Doktor hatte sie öfter als einmal praktisch ausprobiert.

Doch diesmal hatte Dr. Glossin Angst. Ein inneres Gefühl warnte ihn, mit Silvester Bursfeld und seinen Freunden anzubinden . . . Aber der Befehl des Diktators. Wenn Cyrus Stonard befahl, gab es nur zwei Möglichkeiten: Zu gehorchen oder die Strafe für den Ungehorsam zu erleiden.

Dr. Glossin sann hin und her, wie er sich aus dem Dilemma ziehen könne. Ausgehoben mußte das Nest in Linnais werden. Die Gefahr, daß man sich die Finger dabei verbrannte, war nach seiner sicheren Überzeugung vorhanden. Aber nur ein inneres Gefühl sagte ihm das. Äußerlich sah das Unternehmen ziemlich harmlos aus. Man mußte es einem Dritten plausibel machen. Aber wem? Wer hatte noch ein Interesse, die Erfindung und die Erfinder vom Erdboden zu vertilgen?

So würde es gehen! Eine Möglichkeit tauchte in seinem Gehirn auf.

Natürlich! Das war der richtige Weg. Die Engländer hatten genau soviel Interesse am Untergange Silvester Bursfelds und seiner Freunde wie die Amerikaner.

Dr. Glossin durchdachte die weiteren Schlußfolgerungen und Ausführungen des Planes mit immer größerer Schwierigkeit. Es wollte ihm nicht mehr recht gelingen, die Schlüsse der Kette richtig aneinanderzureihen. Er spürte ein fremdartiges Ziehen in den Nackenmuskeln. Ein dumpfer Druck legte sich um seine Schläfen. Er hatte das Gefühl, als ob sein Wille ihm nicht mehr selber gehöre, sondern einem fremden Zwange folgen müsse. Mit Gewalt suchte er sich zusammenzuraffen. Er wollte aus dem Lehnstuhl aufstehen. Aber schwer wie Blei waren ihm Hände und Füße.

Mit verzweifelter Anstrengung gelang es ihm schließlich, die Hand von der Stuhllehne loszulösen und bis zum Kopfe zu bringen. Er fühlte, daß seine Stirn mit feinen Schweißperlen bedeckt war.

Der Stuhl stand in der Ecke des Arbeitszimmers. Die Türöffnung zum Nebenraum befand sich unmittelbar daneben. Sie hatte keine Türflügel, sondern war durch einen dichten Vorgang von Perlenschnüren geschlossen. Die Besucher, welche zu Dr. Glossin kamen, wurden von seinem Diener immer zuerst in dieses Zimmer geführt.

Der Arzt spürte, wie ein übermächtiger fremder Wille seinen eigenen zu unterjochen drohte. Und er fühlte auch, daß der Strom des fremden Fluidums von jener Türöffnung her auf ihn eindrang. Verschwommen und dunkel erinnerte er sich, die Hausglocke vor irgendeinem unermeßlichen Zeitraum läuten gehört zu haben. Ein Willenstrom, viel stärker und mächtiger als sein eigener, stand im Begriff, ihn zu unterjochen.

Der erste Angriff mußte in jenen Minuten erfolgt sein, in denen er so ganz in seinen Plänen und Kombinationen über den Befehl des Diktators versunken war. Während sich seine Gedanken auf diesen Plan konzentrierten, hatte er dem fremden Angriff eine gute Fläche geboten. Sonst hätte er die Wirkung wohl früher spüren müssen, hätte sich sofort dagegen zur Wehr setzen können. So war sie ihm erst zum Bewußtsein gekommen, als es schon beinahe zu spät war. Erst das Erlahmen seiner eigenen selbständigen Schlußfähigkeit hatte ihn den fremden Angriff deutlich fühlen lassen, aber da war die Lähmung durch den fremden Willen schon weit gediehen.

Dr. Glossin kämpfte wie ein Verzweifelter. Alles, was er noch an Willensfähigkeit besaß, ballte er in den einzigen autosuggestiven Befehl zusammen:

„Ich will nicht . . . Ich will nicht . . .“

Unaufhörlich formte er den kurzen Satz im Gehirn, und empfindlich beinahe wie ein körperlicher Schlag traf ihn jedesmal der Gegenbefehl der fremden Kraft: „Du sollst . . . Du mußt . . . Du wirst . . .“

Die Minuten verstrichen. Die feine Porzellanuhr auf dem Kaminsims schlug ein Viertel. Dr. Glossin hörte den Schlag deutlich und raffte sich zu erneuter Anstrengung zusammen. Wenn es ihm nur gelingen wollte, aufzustehen . . . Ganz unmöglich.

Dr. Glossin strengte sich an, freie Bewegungen zu machen. Er blickte auf seine Knie. Er versuchte, den Muskelgruppen seiner Beine den Befehl zu geben, daß sie seinen Körper erheben sollten. Und spürte schon im gleichen Augenblick, daß der fremde Befehl „Du mußt“ mit verstärkter Heftigkeit auf sein Ich hämmerte, daß er seine ganze Persönlichkeit ohne Deckung ließ, sobald er ein einziges seiner Glieder besonders beeinflussen und zur Bewegung zwingen wollte.

Stärker wurde das schmerzliche Ziehen in der Gegend des Genicks. Der körperliche Schmerz griff weiter und verbreitete sich über die ganze linke Gesichtshälfte, über die Seite seines Körpers, welche dem Perlenvorhang zugewendet war. Dr. Glossin fühlte, daß er bald erliegen müsse, wenn es ihm nicht gelänge, den Körper zu drehen und Angesicht zu Angesicht dem fremden Willen entgegenzutreten.

Schon wieder war über dem stummen, erbitterten Ringen eine Viertelstunde verstrichen. Die Uhr schlug zweimal. Dr. Glossin hörte sie nur noch wie aus der Ferne, so wie man etwa beim Einschlafen noch undeutlich und nur verworren die letzten Geräusche empfindet. Mit einer verzweifelten Anstrengung konzentrierte er den Rest der ihm noch gebliebenen Willensenergie in einen einzigen Befehl. Und der schon zu drei Vierteln gelähmte Körper gehorchte diesem Aufgebot an Willenskraft. Mit einem einzigen kurzen Ruck warf der Arzt sich in dem Stuhl herum, so daß sein Antlitz in voller Breite dem Perlenvorhang zugewendet war. Einen Augenblick schien es, als wolle die Muskelbewegung und die eigene Aktion den fremden Einfluß brechen. Aber nur einen Augenblick. Während Dr. Glossin seinem Körper den Befehl erteilte, sich umzudrehen, war sein ganzes Ich dem fremden Angriff schutzlos preisgegeben. Der Moment ohne Deckung hatte genügt. Mit einem Seufzer ließ er den Kopf auf die Brust sinken, die Augen weit geöffnet.

Durch den Perlenvorhang trat Atma in das Zimmer bis dicht an den Schlafenden heran. Auch er sah erschöpft aus. Silvester Bursfeld, der ihm auf dem Fuße folgte, bemerkte es mit Erschrecken. Der Inder trat an den Schlafenden heran und strich ihm über die Augen und die Stirn. Silvester bemerkte, wie der Inder seiner eigenen Erschöpfung Meister zu werden versuchte, wie er sich selbst gewaltsam zwang und von neuem ganze Ströme seines eigenen Willenfluidums in den Körper des Schlafenden gleiten ließ. Dann trat er zurück und ließ sich auf einen Sessel fallen. Auf einen Wink von ihm trat Silvester Bursfeld hinter eine Portiere, so daß er den Blicken Glossins entzogen war.

Wieder verstrichen Minuten. Die Uhr hob an und schlug dreimal. Da kam Bewegung und Leben in die schlummernde Gestalt. Dr. Glossin richtete sich auf wie ein Mensch, der aus tiefem Schlaf erwacht. Er fuhr sich über die Stirn, als müsse er seine Gedanken sammeln. Dann begann er mit sich selbst zu sprechen.

„Was wollte ich . . . Ach ja . . . den Ring muß ich holen. Er ist im Banktresor . . .“

Er warf einen Blick auf die Uhr.

„Dreiviertel . . . Ich komme gerade noch vor Kassenschluß zurecht. Aber ich muß mich eilen.“

Straff und rüstig erhob er sich aus dem Stuhl und schritt durch den Vorhang hindurch. Er ging an Atma vorüber, als ob der Inder Luft wäre, und verließ die Wohnung.

Silvester hörte die Tür ins Schloß fallen und trat hinter dem Vorhang hervor.

„Wo geht er hin? . . . Was hat er vor?“

„Er geht nach seiner Bank. Er wird den Ring holen und hierherbringen.“ Atma sprach es leise und mit matter vibrierender Stimme. Die Anstrengung dieses hypnotischen Duells zitterte noch in ihm nach.

„In einer halben Stunde wird er wieder hier sein. Bis dahin haben wir Ruhe.“

„Und der Diener?“

„Er schläft in seinem Winkel auf dem Flur. Glossin hat Befehl, ihn nicht zu vermissen.“

„Du glaubst, daß Dr. Glossin gutwillig hierher zurückkommt?“

Atma blickte gleichmütig vor sich hin.

„Der Körper Glossins ging hinaus. Seine Seele ist gefesselt. Mein Wille lenkt seinen Körper.“

„Warum fragtest du nicht nach dem Aufenthalt von Jane?“

„Erst den Ring und dann das Mädchen. Laß mir Ruhe. Ich bin erschöpft. Ich brauche neue Kräfte, wenn Glossin zurückkommt.“

Der Inder lehnte sich in seinem Stuhl zurück. Die Muskeln seiner Glieder erschlafften. Er schien jetzt selbst ein Schlafender zu sein. Es blieb Silvester Bursfeld nichts anderes übrig, als zu warten.

Unruhig schritt er in dem Raume hin und her. Weiter krochen die Minuten. Zehn Minuten . . . eine Viertelstunde . . . zwanzig Minuten. Er hörte, wie die Tür geschlossen wurde. Dr. Glossin war zurückgekommen. Er blieb auf dem Flur stehen. Unschlüssig, als ob er etwas suche. Dann hörte Silvester, wie er den Spazierstock hinstellte. Gleich darauf trat er durch den Perlenvorhang in das Arbeitszimmer. Ohne von den beiden Besuchern Notiz zu nehmen, ging er auf den Schreibtisch zu, ließ sich vor ihm auf dem Sessel nieder, zog ein winziges Päckchen aus der Brieftasche und begann, es auszupacken. Das Seidenpapier raschelte zwischen seinen schmalen, wohlgepflegten Fingern. Nun kam der Ring zum Vorschein. Ein schwerer goldener Ring. Ein Meisterwerk alter indischer Goldschmiedekunst, genau von der gleichen Form wie derjenige an der Hand Atmas und mit dem gleichen Chrysoberyll geziert. Er hielt den Ring in der Hand und blickte nachdenklich auf den Stein.

Der Ausdruck auf seinen Zügen wechselte. Von Minute zu Minute. Bald glich er einem Träumenden, schien ganz geistesabwesend zu sein. Dann wieder glitt der Schimmer eines Verstehens und Begreifens über seine Züge.

Jetzt machte er Anstalten, sich selbst den Ring auf den Ringfinger der Rechten zu schieben.

Atma sah es, und seine Augen weiteten sich. Mit vorgebeugtem Halse saß er da, und jeder Teil seines Körpers vibrierte vor innerer Spannung.

Dr. Glossin stand im Begriff, die ihm im schwersten Kampfe aufgezwungene hypnotische Suggestion aus eigener Kraft zu durchbrechen. Der Befehl lautete, den Ring zu holen und zu übergeben. Schon das Zögern auf dem Flur war nicht ganz in der Ordnung. Er sollte vergessen, daß er einen Diener besaß. Einen Augenblick hatte er dort trotzdem gewartet, ob der Bediente ihm nicht Stock und Hut abnehmen würde. Das kurze Zögern hatte dem Inder die Gefahr verraten.

Jetzt griff er zum stärksten Mittel. Er strich ihm mit beiden Händen über die Schläfen und Augen.

Die Wirkung zeigte sich sogleich.

Die Bewegung der Linken, die den Ring auf den rechten Ringfinger schieben wollte, wurde langsamer. Dicht vor der Fingerspitze kam sie ganz zur Ruhe.

Dr. Glossin saß mit vorgebeugtem Oberkörper an seinem Schreibtisch. Beide Ellbogen waren auf die Tischplatte aufgestützt. Die Rechte streckte den Ringfinger vor. Die Linke spielte kaum einen Zentimeter entfernt mit dem breiten Goldreif vor der Fingerspitze. Es sah aus, als ginge vom Ringfinger eine magnetische Kraft aus, die den Reif heranholen wolle, und als wirke unsichtbar, aber gewaltig eine zweite Kraft im Raume, welche die linke Hand immer wieder zurückriß, so oft sie sich zu nähern versuchte. So ging das Spiel leise hin und her, zitternd durch lange Minuten.

Silvester sah es, und siedende Angst kroch ihm zum Herzen.

„Wenn Glossin den Ring auf den Ringfinger schiebt, sind wir verloren.“

Es herrschte vollkommene Stille im Zimmer. Nur das Ticken der Uhr war zu vernehmen. Aber Silvester empfand die Worte so deutlich, als habe sie ihm irgendeine Stimme laut vorgesprochen.

Er versuchte, sich das Unsinnige des Gedankens klarzumachen. Was konnte es denn für eine Wirkung haben, wenn Dr. Glossin wirklich den Ring auf den Finger brachte? Er faßte nach dem Strahler, den er an der Seite trug. Versagte die Kunst Atmas, so besaß er die Macht und das Mittel, den Menschen dort in einer Sekunde in Atome zu zerreißen, zu verbrennen, in ein Häufchen Asche und eine Dampfwolke aufzulösen. Aber dann . . . ja dann würde er auch niemals erfahren, wohin dieser Teufel die arme Jane verschleppt hatte.

Er ließ die Hand vom Strahler. Er begriff, daß der Sieg Atmas über Glossin notwendig war, sollte sein weiteres Leben noch Wert für ihn haben.

Tausendfach waren die Fäden der Leben miteinander verflochten. Das hatte ihn Kuansar in Pankong Tzo gelehrt. Äußere Vorgänge, scheinbare Zufälligkeiten waren oft zuverlässige Zeiger, die das Spiel viel größerer Kräfte dem Sehenden deutlich zeigten. Und nun kam ihm klare Erkenntnis. In dem winzigen Raume dort zwischen Ring und Fingerspitze kam der Kampf zweier Mächte um die Weltherrschaft zum Ausdruck. Jeder Versuch, von seiner Seite einzugreifen, war zwecklos. In diesem Kampfe mußte er ein stiller Zuschauer bleiben, mußte abwarten, wie das Geschick sich erfüllen würde.

Der Kampf ging zu Ende. Dr. Glossin ließ den Ring auf die Tischplatte fallen. Silvester wollte hinzutreten und ihn nehmen. Ein Wink Atmas scheuchte ihn zurück. Der Inder hatte sich erhoben und war dicht an den Tisch herangetreten. Silvester sah, daß er den letzten Rest seiner gewaltigen telepathischen Kraft zusammenraffte, um dem Gegner seinen Willen aufzuzwingen. Und nun trat die Wirkung ein. Dr. Glossin wickelte den Ring wieder in das Seidenpapier, verschnürte das Päckchen, erhob sich und trat dicht an Atma heran. Ruhig hielt er ihm das Paketchen hin und sagte mit eintöniger Stimme: „Hier bringe ich den Ring.“

Atma nahm das Paketchen in Empfang und begann es langsam und gemessen wieder aufzumachen. Dr. Glossin war nach der Übergabe an seinen Schreibtisch zurückgegangen. Dort saß er ruhig und schaute wie geistesabwesend auf die Schreibmappe.

Atma nahm den Ring und schob ihn selbst Silvester über den Ringfinger der Rechten. Breit und kühl legte sich das Gold des massiven Reifens um das Fingerglied. Silvester fühlte neue Zuversicht in sein Herz dringen, als er den Ring wieder an der Stelle fühlte, an der er ihn so

lange Jahre getragen hatte. Alle Ängstlichkeit war geschwunden. Die Zuversicht auf sicheren Sieg erfüllte ihn.

Die Stimme Atmas riß ihn jäh aus diesen Gedanken und Gefühlen.

„Wo ist Jane Harte?"

Der Inder sprach es, während sein Blick sich in den des Doktors bohrte.

Ein kurzes Zucken durchlief die Glieder des Arztes. Es schien, als wolle er sich noch einmal aufbäumen. Aber sein Widerstand war gebrochen. Der Ausdruck einer trostlosen Müdigkeit trat auf seine Züge, während seine Lippen die Antwort formten.

„Auf Reynolds-Farm in Elkington bei Frederikstown."

Silvester sog die Antwort Wort für Wort wie ein Verdurstender ein. Frederikstown in Kolorado. Den Flecken Elkington kannte er sogar durch Zufall. Die Farm würde sich finden lassen. Jetzt waren alle Schwierigkeiten überwunden. Noch eine kurze Spanne Zeit, und er würde Jane wiedersehen, würde sie im schnellen Flugschiff allen feindlichen Gewalten entziehen.

Atma stand vor dem Arzt. Mit zwingender Gewalt gab er ihm seine letzten Befehle.

„Du wirst bis vier Uhr schlafen. Wenn du aufwachst, wirst du alles vergessen haben. Den Ring, Logg Sar und Atma."

Der Kopf Dr. Glossins sank auf seine Arme und die Tischplatte nieder. Er lag in tiefem Schlafe.

„Um vier weckst du deinen Herrn." Im Vorbeigehen sagte es Atma zu dem Diener, der auf dem Flur schlummernd in einem Sessel saß. Flüchtig strich er ihm dabei über Stirn und Augen. Dann schlug die Wohnungstür hinter den Freunden ins Schloß.

*

Enttäuscht und verbittert hatte Glossin Reynolds-Farm an jenem Tage verlassen, an dem Jane seinen Antrag abwies. Aber auch Jane war durch diese Erklärung erschüttert und aus einer trügerischen Ruhe aufgescheucht. Sie brauchte jemand, auf den sie sich stützen, dem sie sich anschmiegen konnte. Nach dem Tode ihrer Mutter war ihr Glossin solche Stütze geworden. Ein väterlicher Freund, dem sie vertraute. In ihrem natürlichen Schutzbedürfnis zu vertrauen versuchte, soweit ein instinktives, ihr selbst unerklärliches Mißtrauen es zuließ.

Die Werbung Glossins hatte das Verhältnis mit einem Schlage zerstört, hatte Jane von neuem in schwere seelische Kämpfe gestürzt. Das Gefühl tiefster Verlassenheit übermannte sie von neuem. Was blieb ihr nach alledem noch auf dieser Erde? Die Mutter tot ... Silvester verloren und verschollen ... Glossins Freundschaft falsch?! ...

Dazu die Gesellschaft dieser alten Negerin, deren Anblick und Wesen ihr von Tag zu Tag widerlicher wurde. Das Grinsen der alten Abigail hatte jetzt einen besonderen Inhalt und Ausdruck gewonnen, der Jane erschreckte und peinigte. Dazu Redensarten der Schwarzen, die ihr zwar größtenteils unverständlich blieben. Aber auch das wenige, das sie verstand und erriet, erschreckte sie.

Sie verließ das Haus nicht mehr. Die Spaziergänge und Wagenfahrten der früheren Wochen unterblieben. Mit müdem Hirn suchte sie die Fragen zu beantworten.

Was sollte aus ihr werden? Was hatte Glossin mit ihr vor? Weshalb hatte er sie gerade hierher gebracht? ... Was sollte sie weiter beginnen? ... Wenn sie irgendwo eine Stellung annähme ... Eine untergeordnete Stellung ... irgendwo ... nur fort von hier ... fort ... Wäre sie doch in Trenton geblieben! Kein Brief, kein Lebenszeichen aus Trenton hatte sie jemals erreicht.

Fort! ... Fort! ... Warum war sie nicht schon längst fort? ... Warum hatte sie nicht gleich nach der Werbung Glossins die Farm verlassen?

Wie oft hatte sie sich diese Frage schon vorgelegt. Und jedesmal war sie an einen Punkt gekommen, wo sie keine Antwort auf die Frage fand. Warum nicht? Wie viele Versuche hatte sie schon gemacht, Reynolds-Farm zu verlassen. Warum hatte sie das Vorhaben niemals ausgeführt?

Wie ein schwerer Alpdruck lag es auf ihr. Warum nicht ... Sie wurde doch nicht gefangengehalten? Nicht einmal bewacht oder kontrolliert.

Sie brauchte doch nur ihr Köfferchen zu packen und das Haus zu verlassen. Nur bis zum nächsten Dorfe zu gehen, um in Sicherheit zu sein. Sogar ungesehen von Abigail konnte sie das Haus verlassen. Denn das hatte sie schon bald nach ihrer Ankunft hier entdeckt, daß das alte Negerweib der Flasche zugetan war. Gleich nach dem Auftragen des Mittagsmahles verschwand die Alte, und öfter als einmal hatte Jane sich selbst um das Abendessen kümmern müssen. Sie wußte, daß Abigail Stunden hindurch besinnungslos irgendwo in einem Winkel lag. Lange Stunden, in denen sie, von niemand verhindert, das Haus verlassen konnte.

Weshalb hatte sie es nicht getan? Weshalb tat sie es nicht heute?

Ihr Antlitz, so schön und jugendlich, aber blaß durch Kummer und Aufregung, erhielt einen tatkräftigen Zug. Die Falten zu den Mundwinkeln vertieften sich, ihre Augen bekamen ein neues Feuer. Alle Lebensenergien in ihr drängten zur Tat.

Mit einem plötzlichen Ruck erhob sie sich von ihrem Sitz und schritt nach dem Schlafkabinett. Hastig ergriff sie ein paar der notwendigsten Kleidungsstücke und begann sie in den kleinen Handkoffer zu stopfen. Und erinnerte sich zur gleichen Zeit, wie oft sie das gleiche schon früher versucht hatte und niemals damit zum Ziele gelangt war. Heute ging es viel besser. Kleiderschicht fügte sich auf Kleiderschicht, und mit einem Seufzer der Befriedigung drückte sie den Bügel des Handkoffers zusammen. So weit war sie früher noch niemals gekommen.

Jetzt nur noch zuschließen! Der Schlüssel befand sich in ihrer Handtasche dort auf dem Tische. Sie entnahm ihn der Tasche, wandte sich wieder dem Koffer zu und fühlte, wie die alte Lähmung von neuem über sie kam. Wie Blei wurden ihr die Füße. Nur mit Mühe konnte sie die wenigen Schritte vom Tisch zum Koffer zurücklegen. Endlich war es gelungen, aber nun lag das Blei in ihren Armen. Sie versuchte es, den Schlüssel in das Schloß zu schieben ... Da fiel er klirrend auf die Diele.

Einen Augenblick starrte sie hoffnungslos auf das kleine blinkende Eisen, das da vor ihr auf der Zimmerdiele lag. Dann durchzuckte ein Schluchzen ihren Körper. „... Warum ... kann ich ... nicht? ... Warum ... o Gott! ..., Warum ..."

Sie fiel vornüber auf die Tasche und blieb Minuten hindurch regungslos liegen ... Eine Macht, ein Einfluß, ihr selbst unerklärlich und unfaßbar, verhinderte sie, dieses offene und unbewachte Haus zu verlassen ... Sie ging in das andere Zimmer und warf sich auf ihr Ruhebett.

„Die Qual! ... Warum ... muß ich diese Qualen leiden? ... Wo bleibst du, Silvester? ... Mutter, ach wäre ich bei dir! ... Wäre ich mit dir gestorben!

Sterben ... jetzt noch sterben? ... Unterhalb des Hauses ... da bildet der Bach einen kleinen See ... da kann ich sie finden ... die Ruhe ... die Erlösung von aller Qual ..."

Sie raffte sich von ihrem Lager empor.

„Ja! ... ja ... ja ..."

Die Festigkeit des gefaßten Entschlusses prägte sich in ihren Mienen aus. Schnell schritt sie zur Tür, um sie zu öffnen. Mochte irgendeine unheimliche Kraft ihr die Flucht aus diesem Hause zu den Menschen hindern, die Flucht in die Ewigkeit sollte ihr niemand verbieten.

Sie griff den Türdrücker und öffnete die Tür.

Die keifende Stimme der schwarzen Abigail drang ihr ans Ohr. Offenbar war die Alte dabei, irgendeinem Besucher den Zutritt zu verwehren, vielleicht einen Hausierer abzuweisen.

„Kann ich nicht einmal sterben?" ... Sie wollte die Tür wieder leise ins Schloß drücken ... Da ... ihre Hand umkrampfte den Drücker.

Welche Stimme? ... Der Fremde ... Mit einem Ruck riß sie die Tür auf.

„Silvester!" Ein Schrei aus tiefstem Herzen. Mit geschlossenen Augen lehnte sie an dem Türrahmen und streckte die Hand nach ihm aus.

„Silvester ...!"

Sie sah es nicht, wie Abigail, von einem kräftigen Faustschlag getroffen, in eine Ecke flog, wie ein Mann mit Tigersprüngen die Treppe hinaufdrang, sie fühlte nur, daß sie am Herzen Silvesters ruhte, daß eine leichte, weiche Hand ihr Gesicht streichelte, daß Worte der Liebe und des Glückes ihr Ohr trafen.

(Fortsetzung folgt.)

Witwenverbrennung.

Ein Buch von der Frau.

Ein Wiener Frauenarzt, Dr. Bernhard A. Bauer, hat im Nikola-Verlag (Wien-Leipzig-München) unter dem Titel „Wie bist du, Weib?" soeben ein umfassendes Werk erscheinen lassen, das „Betrachtungen über Körper, Seele, Sexualleben und Erotik der Frau mit einem Anhange Die Prostitution" behandelt.

Nur ein Frauenarzt konnte auf Grund langjähriger Studien und Erfahrungen eine so erschöpfende und dabei im besten Sinne des Wortes volkstümliche Darstellung des Problems geben. Der Verfasser verfügt daneben aber auch über einen glänzenden Stil und über virtuose Beherrschung des Stoffes. Seine Beredsamkeit und logische Beweiskraft nehmen den Leser von der ersten Seite an gefangen und zwingen ihn förmlich, das Buch in einem Zuge zu Ende zu lesen.

Die vornehme Ausstattung des Werkes verdanken wir dem zunächst durch seine Arbeiten für den Furche-Verlag bekannten Professor F. H. Ehmke, der die Seiten, die von den ursprünglichsten Problemen des Lebens und der Liebe handeln, in ein künstlerisches Gewand zu kleiden wußte.

Der Verlag hat uns gestattet, einen Abschnitt aus diesem Standardwerke wiederzugeben. Wir möchten jedoch mit Rücksicht auf die Geschlossenheit der Behandlung gerade der wichtigsten Kapitel von diesem Angebot keinen Gebrauch machen. Das Buch, das mit feingeführten Linien schwer berührbare und diffizilste Probleme beschreibt, verlangt eine geschlossene Würdigung. Aus der Fülle des hier gebotenen, vornehmlich auch kulturhistorisch interessanten Stoffes möchten wir unseren Lesern nur eine kleine Episode mitteilen, die keineswegs im Mittelpunkt der Beschreibung steht, sondern nur als fremdartiges Rankenwerk gewürdigt werden will. Am Schluß des Abschnittes über „Weib und Mann“ spricht Bauer über die Stellung der Witwe in der Gesellschaft und liefert uns in diesem Zusammenhang einen ergreifenden Bericht über

die Witwenverbrennung, die sogenannte Sati in Indien.

Wo eine Sati nicht heimlich und in der Stille, sondern offen stattfindet, wird sie zu einem Feste, das Zuschauer aus nah und fern anzieht. Festlich geschmückt und geputzt wie eine Braut, gestützt auf die nächsten Verwandten, umgeben von Brahmanen und religiösen Fanatikern, begleitet von rauschender Musik, wird die Unglückliche, die sich dem Feuertode weiht, zum Scheiterhaufen geführt. Der Weg von ihrer Wohnung bis dahin ist gewöhnlich bestreut mit Betelblättern, mit Palmzweigen und mit Blumen. Die Frau teilt, sofern sie dazu noch Kraft und Besinnung besitzt, Kupfermünzen unter die Anwesenden aus; doch wird das arme Geschöpf gewöhnlich in ganz unzurechnungsfähigem Zustande zu dem Scheiterhaufen gebracht. Nicht durch geistige Getränke sucht man sie zu betäuben, sondern durch schnell und sicher wirkende Stoffe, wie Bhang, ein Hanfpräparat. In lautloser, unheimlicher Stille umgibt eine zahllose Menschenmenge den Scheiterhaufen, um welchen die Witwe dreimal langsamen Schrittes geht. Hierauf besteigt sie ihr Todeslager, gestützt und begleitet von den Brahmanen; nach wenigen Schritten schon findet sie sich bei dem Leichname ihres Mannes, der zu ihren Füßen, horizontal ausgebreitet, auf dem Scheiterhaufen liegt. Zuweilen legt man ihr den Kopf in den Schoß. Mittels eines Strickes wird die Witwe an einen hohen, hölzernen Pfahl gebunden, der sich in der Mitte des aufgetürmten Holzhaufens befindet. Leute begießen den Scheiterhaufen mit Öl, andere eilen mit Fackeln herbei, um ihn anzuzünden, ist dann der entsetzliche Moment gekommen, in welchem unter der fürchterlichen Todesangst auch der stärkste Geist anfängt, seine Fassung zu verlieren, verdüstert und umnachtet sich der Geist der Witwe, dann beginnen die Brahmanen, laut Gebete herzusagen und Hymnen zu singen, die Religiösen erheben ein Geheul, Trompeten schmettern, von allen Seiten begleitet von Trommel- und Paukenschlägen. Diese lärmende Musik soll die Schmerzenslaute übertönen, welche die Unglückliche in ihrer Seelenangst ausstößt, dann aber auch ihre letzten Worte unhörbar verhallen lassen, welche meistenteils den Verwandten nur Unheil verkünden und als prophetische Aussprüche gelten.

Wenn die Flammen von allen Seiten hell auflodern, an den Füßen der unglücklichen Witwe hinanzüngeln und ihre Kleider erfassen, dann kommt es vor — und es geschah dies mehr als einmal —, daß die Betäubte, Gequälte mit einem Male ernüchtert wird. Sie erkennt und übersieht das Entsetzliche und Schreckliche ihrer qualvollen Lage, ein gellender, die lärmende Musik weit übertönender Schrei wird hörbar, mit fast übermenschlicher Kraft zersprengt sie ihre schmachvollen Bande, und mit einem kühnen gewagten Sprunge sucht die Gepeinigte dem sie von allen Seiten umgebenden Flammenmeere zu entgehen. Die unmenschlichen Brahmanen, welche den Scheiterhaufen umringen, eilen ihr aber nach, ergreifen sie wieder und schleudern sie wutentbrannt in die Flammen zurück.

Ein Sträuben der Witwe, überhaupt ein Widerstand von ihrer Seite gegen das gräßliche, ihr bevorstehende Los, gilt den Brahmanen sowohl als auch den Verwandten als schlimmes Zeichen, es wird dahin gedeutet, daß die Seele des verstorbenen Mannes nach seinem Tode keine Ruhe finden könne. Um jedem Widerstande vorzubeugen, wurden häufig der Unglücklichen, sowie sie den Scheiterhaufen bestiegen hatte, lange Bambusstöcke über die Schultern gelegt, mit denen sie niedergestoßen wurde, wenn sie den Versuch machte, zu entkommen.“

*

Eine Witwenverbrennung im Jahre 1923.

Die Strenge, mit der die Engländer in Indien den alten Brauch der Witwenverbrennung verfolgen, hat ihn noch immer nicht gänzlich ausrotten können. Erst vor einigen Wochen erregte in Indien ein Fall von „Sati“ ungeheures Aufsehen. In Etanah, einer Stadt bei Delhi, war ein junger Hindu namens Ganga Din Ahir gestorben. Als nach dem brahamanischen Ritus die Leiche auf einem Scheiterhaufen verbrannt werden sollte, erklärte die Witwe, Musammat Rukka, sie wolle sich allen Verboten zum Trotz mit dem Geliebten verbrennen lassen. Das geschah auch in der feierlichsten Weise und in Anwesenheit aller Verwandten und Bekannten. Musammat Rukka bekleidete sich nach einem Bad im heiligen Ganges mit Festgewändern und ihrem Hochzeitsschmuck. In den Händen trug sie als Zeichen des ewigen Lebens einen immergrünen Zweig, und als Zeichen der Reinheit ein Gefäß mit Wasser. Die Priester salbten ihr Gesicht mit Schwefelsalbe, damit es rasch verbrenne und der Tod rasch eintrete, dann stieg, während die Brahmanen Gebete sprachen und eine laute Musik spielte, die junge Witwe mit dem dreimaligen Ruf „Satiah!“ auf den Scheiterhaufen, auf dem schon ihr Gatte lag, und verbrannte an der Seite der Leiche.

□□ Bunte Chronik □□

* **Versicherung gegen Henry Ford.** Lloyds in London, das jahrhundertealte Versicherungsunternehmen, hat schon gegen alle möglichen Ungelegenheiten versichert: gegen Erdbeben und schlechte Ernten, gegen Bürgerkrieg und Dürre und Seuchen, gegen gutes und schlechtes Wetter. Neu ist immerhin, daß sich bei ihm eine amerikanische Firma gegen die Gefahr, daß Henry Ford, der Automobilfabrikant, im nächsten Jahr Präsident der Vereinigten Staaten werden könnte, mit 400000 Dollar bei einer Prämie von 38000 Dollar hat versichern lassen. Es handelt sich, wohlgemerkt, nicht um eine Wette; die versicherte Firma muß vielmehr nachgewiesen haben, daß eine Wahl Fords ihr unzweifelhaft geschäftlichen Schaden bringen werde — welchen? hütet sie sich natürlich zu verraten. Interessant ist noch, daß Lloyds vor Uebernahme der Versicherung in den vereinigten Staaten hat genau untersuchen lassen, welche Aussichten die Wahl Fords haben könnte, um danach die Prämie zu bemessen.

*

* **Keine Einreisebewilligung.** Eine niedliche Geschichte, die den Vorzug der Wahrheit haben soll, macht gegenwärtig in Wien die Runde: Der Klaviervirtuose Professor Förster wollte in der Hauptstadt eines der Balkanländer ein Konzert veranstalten und begab sich in das zuständige Ministerium, um die Bewilligung zu erlangen. Er legte dort sein Programm vor, auf dem die Namen Chopin, Liszt, Schumann, Mendelssohn usw. standen. Als der diensttuende Beamte diese Namen las, sagte er entrüstet: „Ja, aber was denken Sie sich! Ich kann Ihnen doch nicht für soviel Herren die Einreisebewilligung geben!“ Erst als der Professor dem Beamten die feierliche Versicherung gab, daß die „Herren“ bereits tot seien und nur noch im Gedächtnis der Menschheit weiterlebten, wurde die Bewilligung erteilt.

Kleine Rundschau-Ecke

* **Im Zeitalter der Ehrlichkeit.** Es war einmal eine öffentliche Fernsprechzelle, und die war, wie alle ihresgleichen: wenn man 20 Pfennige reinwarf, dann wurde man verbunden. Manchmal sogar richtig. Und eines Abends benutzten sechs Leute hintereinander diese Zelle. Der Erste öffnete mit einem Brecheisen den Apparat und nahm die Tageseinnahme mit heim. Der Zweite schnitt den Leitungsdraht ab und steckte ihn ein, denn er hatte Verwendung dafür. Der Dritte schraubte den Apparat von der Wand, denn er wußte jemanden, der so was kauft. Der Vierte beschlagnahmte das Fernsprechverzeichnis, denn er handelte mit Altpapier. Der Fünfte drehte die Glühbirne aus, denn er brauchte zu Hause eine neue. Der Sechste aber sprach beim Betreten der Zelle: „Eine Gemeinheit! Es gibt keine Ehrlichkeit mehr! Gar nichts haben sie mir übrig gelassen!“ — Das ist die Geschichte vom „Zeitalter der Ehrlichkeit“. Sie beginnt mit den Worten „Es war einmal“, — — aber Ihr müßt sie deshalb nicht für ein Märchen halten.

*

* **Empfehlung.** „Was“, sagte die Hausfrau zum Bettler, „Sie sind schon wieder da?“ — „Entschuldigen Sie man, ick wollte nur fragen, ob Sie noch solche Erbssuppe wie heute früh haben. Dann würde ich gern ein paar Kollegen zu Ihnen schicken!“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.